

# Die Zeitungszeitung

Nr. 48

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Barrikaden.

Erzählung aus der russischen Revolution von M. Arzbatseff.

(Fortsetzung.)

Rascher und rascher schritt Kusimoff von einer Ecke des Zimmers in die andere, den Mantel fest um sich ziehend und fing allmählich an, zu verstehen. Anfänglich

Er ging es im Geiste von Anfang an durch und suchte darin mühsam irgend etwas, das im Zusammenhang mit dem stand, was morgen geschehen würde. Aus dem grauen Nebel der

Streifen. Es schien ihm, als hätte dasselbe sich lange vor seiner Geburt angefangen und alle seine Leiden, Krankheiten, Erniedrigungen und Sorgen wären nur die Fortsetzungen zahl-



Rethel: Aus dem „Totentanz“.

wußte er nicht recht, woran er zuerst denken sollte, aber dann kam ihm mit Macht die Erinnerung an sein ganzes bisheriges Leben, das jetzt so plötzlich und unerwartet, mit unabänderlicher Gewißheit ein Ende nehmen sollte.

Vergangenheit hervorgerufen, glitten an ihm die Reihen der Tage und Jahre, seine Bekanntschaften, Beschäftigungen, Stimmungen und Sorgen vorbei. Sein ganzes Leben stand bleich und trübe vor ihm, wie ein endloser, grauer

loser Ströme von Ungerechtigkeit, die seit ewiger Zeit da waren. Sein Leben kam ihm vor, wie ein endloser Weg von einer Ewigkeit in die andere. Arm, als Sohn eines Briefträgers kam er zur Welt, verbrachte seine Kinderjahre

in furchtbarster Not und dachte immer nur mit Abscheu an sie zurück. Er bewunderte stets die Menschen, die von ihrer Kindheit, wie von einem großen Feste sprachen. Er ging stets zerfetzt, in schlechten Schuhen, ein schwächlicher, kränklicher Knabe, dem die Not, die Arbeit und das Leid der Eltern ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt hatten. Das wenige, was er lernen durfte, ging schon über die Kräfte seiner Eltern. Frühzeitig mußte er für sein tägliches Brot sorgen. Kaum 15 Jahre alt, ging er als Eisenbahnbeamter in den Dienst und tat fünf- und zwanzig Jahre lang in verschiedenen Stellungen schwere und öde Arbeit, die seiner Seele fremd blieb. Er hatte es nicht leicht, aber Vater und Mutter waren Zeit ihres Lebens glücklich, daß er dem Beruf seines Vaters entgangen war. Ihre Freude darüber war geradezu schrecklich und sinnlos zugleich.

Als Jahre vergangen waren, und er das Glück des eintönigen Dienstes auf der kleinen, abgelegenen Station erreicht hatte, heiratete er. Er nahm ein nichts weniger als hübsches, beschränktes Mädchen zur Frau, das ein ebensolches Leben wie er gehabt hatte; deshalb konnte auch seine Ehe nicht viel Selbes und Freudiges haben, denn selbst in den glücklichsten Momenten verließ ihn nicht der Gedanke, daß seine Frau häßlich und dumm war. Das Verlangen, einen nahen lieben, verwandten Menschen um sich zu haben, ließ diesen Gedanken nicht stärker werden, aber es blieb in seiner Seele ein unauslöschliches Sehnen zurück nach einer großen Liebe voll Schönheit, Poesie und Leidenschaft, die er wohl nie erleben würde. — Seine Frau alterte früh und verlor auch die wenige Frische noch, die ihr die Jugend gegeben hatte; rasch hintereinander kamen die Kinder zur Welt und sie wurde ein gramvolles gleichgültiges Weib, dessen Gesicht für immer zu einer Maske von Not und Sorge erstarrt war. Die Kinder wuchsen kränklich, bleichsüchtig und schwächlich heran; die frische, freie Luft und die helle Sonne konnte an ihnen nicht die Spuren des ewigen Hungers und armseligen Lebens ihrer Vorfahren auslöschen. Diese Kinder bereiteten ihm kein Glück, verletzten ihn nur in Sorge, Wut und Mergel. Sie hatten wenig Verkehr, weil ein solcher Kosten verursachte und Anisimoff sich seiner Armut schämte. Statt dessen trank er viel, weinte im Rausch über sein Schicksal und sehnte sich unklar nach einem anderen frohen und leichteren Leben. Das Leben, das er führte, war entsetzlich, wie das aller, die ihn umgaben; diese, wie es ihm schien, unabänderliche Tatsache, stumpfte ihn allmählich ab, machte ihn unempfindlich gegen sein trostloses Dasein. Obwohl ihn oft die Sehnsucht quälte, etwas zu erfahren, zu erreichen, eine Veränderung seiner Verhältnisse herbeizuführen, sank er doch immer wieder in die Resignation zurück, daß das Leben eben doch wohl nicht anders sein könne. Und diese Mutlosigkeit wurde sein gewöhnlicher Zustand, er trank, murrte und nörgelte und hatte bald keine Kraft mehr, nachzudenken, um sich zu klären und in Verzweiflung zu geraten. Wie ein Maulwurf, der in ewiger Nacht lebt, sah schließlich Anisimoff die ihn umgebende Finsternis gar nicht mehr und dachte, er lebe weit besser, als mancher andere, aber trotzdem empfand er unbewußt tief im Innern die Qual und Last seines Lebens. So war es bis zu dem Augenblick gewesen, wo das Losbrechen des allgemeinen Aufstandes wie ein Blitz alles um ihn her erhellte, und dieser Blitz führte nun seinen Tod herbei.

Anisimoff hielt plötzlich in seiner Wanderung inne, die Anspannung seiner Nerven hatte ihren Höhepunkt erreicht und sein Herz schien still zu stehen. Mit einem Mal kam ihm die Erkenntnis, daß er eigentlich um sein Leben nicht trauern müsse. „Solch ein Leben wieder? Nein! Da ist es besser tot zu sein! Da hat

der Tod nichts Furchtbares, im Gegenteil, er ist der beste Ausweg. Verflucht sei solch ein Leben! dachte Anisimoff. Und bei diesem Gedanken wurde er ruhiger, sein fahles, abgespanntes Gesicht nahm einen stillen, entschlossenen Ausdruck an, denselben, wie am Tage vorher, als er, sich der guten Sache bewußt, in den Kampf gegangen war. Nur ganz in der Tiefe seiner Seele fühlte er einen dumpfen, kaum wahrnehmbaren Schmerz, als ob da etwas leise nagte und zerrte.

Er achtete ängstlich darauf und sagte zu sich: „Was ist denn nur, ich bin doch zu einem Entschluß gekommen? Ich darf nicht mehr nachdenken. Wenn ich denke, so kommt wieder das Grauen . . . ich will nicht denken.“ Aber der Schmerz in seiner Seele dauerte fort, wuchs an und presste ihm das Herz zusammen. Anisimoff erhob sich rasch und wanderte wieder mit eiligen Schritten durch das Zimmer, um das, was in ihm vorging, zu betäuben; aber der Schmerz war nicht zum Schweigen zu bringen, er wurde immer heftiger, fraß ihm am Herzen und mit ihm wuchs eine tiefe, verzweifelte Empörung. Sie brach sich plötzlich Bahn und erfüllte sein ganzes Wesen mit solcher Kraft, daß ihm der Atem fehlte und es in seinen Ohren brauste. „Ja so . . . ja so . . .“ ging es ihm wie Wahnsinn durch den Kopf, „wir tut mein Leben nicht leid . . . besser tot als solch ein Leben . . . Aber warum war es ein solches und nicht ein anderes? Wer hat das Recht gehabt, mich zu solch einem Leben zu verdammen? Wer hat mich um mein Leben bestohlen? Nein, nicht bestohlen, solch ein Leben überhaupt gegeben? Und es ist ja nicht wahr, daß es mir nicht leid tut! . . . Ich traure auch um dieses Leben, das ich bestoh! Wie es auch sei, traure ich darum . . . Ich traure darum, daß es entsetzt wurde . . . daß man es nun vernichten will, wie etwas Abscheuliches . . . und es ist doch nur elend! . . . Und wer hat das Recht, wer es auch sei, mich dafür zu töten, daß ich gelitten habe, daß es mir schlecht, schwer und qualvoll erging? Das ist . . . ja, das ist . . .“ Anisimoff murmelte es, mitten im Zimmer stehen bleibend. Mit unnatürlichen, weit aufgerissenen Augen, die wie im Fieber glänzten, stürzte er plötzlich mit voller Kraft zum Fenster, griff an den Rahmen und, sich die Hände an den Glassplitteln zerschneidend, fing er an, ihn zu zerbrechen. Das Feuer draußen war schon am Erlöschen und die Finsternis kam immer näher und dichter heran, aber im Verhältnis zu der Dunkelheit im Zimmer schien es draußen hell wie am Tage zu sein.

„Ruhig bleiben!“ schrie mit lauter, grober Stimme ein Soldat, der mit dem Gewehr in der Hand, zum Fenster gelaufen kam. Anisimoff hielt inne und starrte, sich an dem Rahmen haltend, hinaus. Auch der Soldat stand plötzlich still. Von dem schwarzen Hintergrund des Zimmers hoben sich Anisimoffs bleiches Gesicht mit den weit geöffneten Augen und seine zerzausten Haarbüschel ab. Und Anisimoff blickte auf die dunkle Silhouette eines unbekanntes, runden Kopfes. Einen Moment lang schauten sich die beiden gegenseitig mit Erstaunen an und wie es in jenem Augenblick der Fall war, als der lange Soldat Anisimoff gefangen nahm, wußten auch jetzt beide nicht recht, was sie tun sollten und darin lag etwas beinahe Lächerliches und doch unerträglich Schweres. Anisimoff war der erste, der zu sich kam, er riß aufs neue an dem Fensterrahmen und brüllte, wie ein Tier. „Laß los! Das ist verboten!“ schrie mit gleich wutbebender, unnatürlicher Stimme der Soldat. „Laß los! Ich hole den Hauptmann?“ „Ja, ha! Was für einen Hauptmann?“ „Zurück!“ Ihre lauten, aufs höchste angespannten Stimmen setzten sie beide in Erstaunen, wieder entstand sekundenlang Schweigen und gegenseitiges Anstarren, und wiederum erhob sich ein unerklär-

liches Gefühl in ihnen. Einen Augenblick lang dauerte diese atemlose Stille und es schien, als müsse jetzt etwas Neues, Besonderes geschehen, aber da wurden nahende Schritte und Stimmen hörbar und wie als Antwort hierauf fing Anisimoff wieder an, schweigend und hartnäckig den Fensterrahmen zu zerbrechen. Die Splitter und Scherben fielen klirrend zu Boden. Der Soldat machte plötzlich einen Schritt vorwärts und stieß ebenso schweigend und hartnäckig sein Gewehr in Anisimoffs hagere Brust. Dieser fühlte eine heiße, salzige Welle zum Halse und in die Nase strömen, er verfluchte sich, es wurde ihm schwarz vor den Augen und er fiel mit weit ausgestreckten Armen, sich einige Male um sich selbst drehend, schwer zu Boden.

„Was geht hier vor, Efimoff?“ fragte jemand hinter dem Fenster. „Der Gefangene wollte durchs Fenster klettern,“ antwortete, mit einem Mal abbrechend und wie mit verwunderter Stimme, der Soldat. Mehrere dunkle Köpfe blickten durch das Fenster und starrten stumm und unbeweglich hinein. Diese Stille ließ Anisimoff glauben, daß alles ein Fieberwahn sei, in seinem Kopf drehte es sich rasch und rascher und vor seinen Augen tanzten in rasendem Wirbel die unbeweglichen, schwarzen, unheimlichen Gestalten am Fenster. Dann verschwanden sie und eine Stimme sagte laut und ärgerlich: „Wenn der zu viel Lärm macht, schießt ihm eine Kugel durch den Kopf! Ganz einfach!“ Und die Soldaten entfernten sich. Anisimoff richtete sich auf, stierte wie irrsinnig auf das Fenster und kroch zur Seite. Das letzte Wort hatte ihn wie ein Peitschenhieb getroffen: „Ganz einfach!“ Und er sah ein, daß es wirklich so war: „ganz einfach.“ Er mochte ja schreien und toben, so viel er wollte, er mochte quälend und deutlich die ganze grausame Ungerechtigkeit dieses Todes und seiner Leiden fühlen. Und nun tauchte wieder in ihm der alte Gedanke auf: „Morgen werde ich erschossen.“ Dem folgte eine sekundenlange Leere und totenähnliche Bewußtlosigkeit; in seinem Gehirn trat noch klarer und bestimmter der Gedanke hervor: „Ich werde erschossen. Ich kann machen, was ich will, ich kann bitten und mich vor Angst krümmen, wie jener Arbeiter . . . man wird mich doch zu den schwarzen Schwellenhäufen führen, man wird auf mich zielen, ganz ruhig, unbekümmert darum, ob ich dies sehe und vor Todesangst vergehe . . .“ Und er fühlte plötzlich, wie sein Unterkiefer seltsam zu zittern begann, immer rascher und rascher . . . Er machte verzweifelte Anstrengungen, um diese Bewegung zurückzuhalten, jedoch statt dessen fingen auch noch seine Schultern, Hände und der Kopf zu zittern an, als ob er von einer unsichtbaren, grausamen Macht geschüttelt und gestoßen würde. Es schien ihm, als sollte dies nie mehr aufgehört werden; aber bald kam er wieder zu sich und fühlte instinktiv, daß er nur einige Augenblicke lang die Herrschaft über seine Glieder verloren hatte, der Krampf hörte auf und nur ein leiser, kaum bemerkbarer Schmerz zitterte noch in seinem Körper nach . . .

Mit Staunen bemerkte er, daß es draußen schon, wie an einem trübem Herbstmorgen, graute. Im Zimmer war bereits alles zu erkennen, ein bleicher Schein legte sich matt auf die Wandflächen, auf die Diele, auf seine krankhaft aussehenden Hände. Einen Augenblick schien es ihm, als wäre nun alles vorbei und er von einem bösen Traum erwacht; aber mit furchtbarer Schnelligkeit, wie von außen her, stürmte das Bewußtsein der unabänderlichen Wirklichkeit auf ihn ein: der Gedanke, daß „es“ nun bald geschehen würde. Und wieder stellte sich zuerst das folternde, nichts begreifende Erstaunen und dann der unwiderstehliche Drang ein, möglichst schnell über alles nachzudenken — es zu erfassen. (Schluß folgt.)

## Die Malerei im 19. Jahrhundert.

Von Ernst Schur.

Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hatte eine eigentümliche Aufgabe. Sie ist im Gegensatz zu früheren Zeitaltern dadurch charakterisiert, daß sie nicht eine unbekümmerte Entwicklung darstellt. Sie trägt bald dies bald jenes Gewand. Ihre Ausdehnung geht mehr in die Breite als in die Tiefe. Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lernte man die Achtung vor der Geschichte. Das Werden der Völker zog vor den Augen der erstarrten Lebenden vorüber. Welche Fülle von Erscheinungen! Demgegenüber hielt kaum etwas Eigenes stand. Mit einer begeisterten Empfänglichkeit gab man sich der Erkenntnis hin. Die Geschichte aber zeigt ein doppeltes Antlitz. Einmal belehrt sie und ist demütig, gibt Fingerzeige. Dies ist dann der Fall, wenn die Gegenwart so kräftig ist, daß nichts Fremdes dagegen aufkommt. Dann dient sie. Im anderen Falle wird sie übermütig, herrschsüchtig und die Gegenwart knechtet sie. Sie stellt sich als Vorbild hin und unterjocht die neuen Kräfte. Mit blindem Mauth gab sich die Generation des Beginnes des 19. Jahrhunderts den Lehren der Geschichte hin. Es war billig so. Es mußte so sein. Denn es bedeutete ein Söhnerkommen, ein Eintreten der Völker in umfassendere Kreise. Aus dem Mauth wurde dauernde Unterwerfung. Bis dahin fehlte die Erkenntnis der Vergangenheit. Eine gewisse Naivität nahm immer die Gegenwart als maßgebend und speziell das Leben des eigenen Volkes erschien als wichtig. Nun sah man hinüber über die Grenzzäune. Man öffnete die Tore. Man erblickte Fremdes, Vergangenes. Eine ganz neue Welt stürmte auf die unschuldige Gegenwart ein. Und mächtig regte sich der Hunger nach allseitiger Erkenntnis. Diesen Weg mußte die Entwicklung gehen. Es galt, zu kosten, zu essen, zu verdauen. Das neunzehnte Jahrhundert hatte einen guten Magen. Es war seine Aufgabe, sich dieser Notwendigkeit zu unterziehen.

Die Antike war das erste Ideal, dem die Künstler zu Anfang des 19. Jahrhunderts nachstrebten. Die klassische Note prägte sich allen Schöpfungen auf. Daher nennt man diese Zeit die Epoche des Klassizismus. Griechenland und Rom — das sind die Vorbilder. Die Ausgrabungen, die in dieser Zeit ihren Höhepunkt erreichten, trugen ihr Teil mit dazu bei. Den wissenschaftlichen Ausdruck erlangten diese künstlerischen Ideen in einem Manne, der in sich alles vereinigt, was an neuem Streben in dieser Zeit hoch will. Er steht als überragende, eigenartige Erscheinung am Anfang der neuzeitlichen Kunstentwicklung: Johann Joachim Winckelmann (1717—1768). Sein Leben ist an Entbehrungen reich. Vielleicht ist darum seine Schwärmerei für das ferne Land der Griechen und für Italien so intensiv, so schmerzlich und lustvoll zugleich. Sein Vater war Schuhmacher. Seine Heimatstadt Stendal. Altem, dem er zustrebt, steht ein Hindernis entgegen: Armut. Und dennoch ringt er sich durch. Er wandert zu Fuß von Stendal nach Berlin, um griechisch zu lernen in der Hauptstadt, er will nach Paris wandern, kommt aber nur bis Fulda — aus Armut. Schließlich erhält er eine Anstellung in Dresden als Bibliothekar. Hier hat er endlich die Ruhe und das Auskommen, seine erste Schrift anzuarbeiten: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“. Eine weitere Steigerung erfuhr sein Leben durch die Ueberfiedelung nach Rom im Jahre 1754. Sein Ansehen stieg hier so hoch, daß er 1763 zum Oberaufseher aller Antikmuseen in Rom ernannt wurde. Ein Zufall machte seinem Leben ein Ende. Ein Italiener ermordete ihn

um einiger goldenen Medaillen wegen, die die Kaiserin Maria Theresia erhalten. So starb Winckelmann, ohne das Land seiner Sehnsucht geschaut zu haben, er hat Griechenland, in dessen Kunst sich der Traum seines ganzen Lebens verkörpert hatte, nicht gesehen. Er hinterließ der Welt die „Geschichte der Kunst des Altertums“, die einen ungeheuren Einfluß auf die deutschen Künstler ausübte. Noch jetzt ist die Wirkung zu spüren. Denn alles, was wir jetzt als Gedankenkunst abweisen, geht unter seinem Zeichen. Seine Begeisterung war echt. Ihm gelang es zum ersten Mal, den Geist des Griechentums wirklich innerlich nachzufühlen und darin lag sein Wert und sein Nachteil für die deutsche Kunst. Wenn heutzutage das Streben dahin geht, an ausländische Meister anzuknüpfen, so ist darin die notwendige Ausgleichung zu sehen, der Versuch, von dem Geist Winckelmanns loszukommen. Das Ausland war nie so unkünstlerisch und gegenwartsfremd geworden, wie das Deutschland nach Winckelmann wurde, das blasse Ideen und fremde Schemen als vorbildliche Kunst nahm. Auch dieses Stadium mußte überwunden werden. Die Kunst erhielt etwas Gelehrtes, Wissenschaftliches, Konstruiertes. Kein anderes Land entfernte sich so von der Natur und folgte einem entlegenen Ziel, das schließlich in seiner Tendenz nur nachgehakt werden konnte, da wir nicht als Griechen auf die Welt gekommen sind. Das Akademische, Nachahmende, Korrekte, Unsinnliche, dem wir in zahllosen Entwürfen auf Kunstausstellungen begegnen, in Bauten, Gemälden und Plastiken, hat hier seinen Ursprung. Es ist eine gewisse Enge in der Anschauung und die Begeisterung der Hingabe findet seine Erklärung schließlich in der Enge des Horizonts des damaligen Deutschland. Die Sehnsucht, hinauszukommen, leitete zu fernen Zielen, wo man sich heimisch dünkte, wo man glaubte, alle Wünsche und alle Sehnsucht verwirklicht zu sehen. Man arbeitete nicht daran, dieser Sehnsucht selbständige Form zu geben. Man übernahm diese und goß eigenen Inhalt hinein. Darum ist diese Zeit ein Anfang. Stürmische, hochfliegende Begeisterung und künstlerische technische Schwäche. Die Zeit mußte erst kommen, wo man einsah, daß es nicht galt, fremde Vorbilder nachzuahmen, sondern Gleiches zu schaffen, das diesem an Wert gleich. Dies betont zu haben, ist das Verdienst der modernen Kunst unserer Zeit. In diesem Licht erscheint die geschilderte Vergangenheit als bloßer Traum, als ein Ueberspringen notwendiger Stappen, die erst nach und nach zurückgelegt werden mußten. Die anderen Länder, namentlich Frankreich, wo man mehr Wert auf das Malen-Können legte, und England, wo man unbekümmert den heimischen Traditionen folgte, hatten nicht so viel zu überwinden, als sie in das moderne Zeitalter eintraten. Sie waren gerüsteter. Sie hatten Studien und Techniken zu ihrer Verfügung. Darum ist es gerechtfertigt, daß wir von diesen Ländern, namentlich von Frankreich lernen, um wieder auf eigenen Füßen stehen zu lernen und wirklich ohne Anlehnung das zu schaffen, was in uns und unserer Zeit lebte. Winckelmann ist ein warnendes Beispiel dafür, wie schlimm es ist, wenn der einzelne mit seinen Wünschen und Träumen zu sehr in den Vordergrund tritt. Er riß eine ganze Generation mit sich und der, der nie ein Werk geschaffen, diktierte den Künstlern Gesetze. Dies alles, weil er nicht trocken von der Schönheit der Griechenwerke dozierte, sondern sie lebendig nachempfand und also in ihr innerstes Wesen einführte. Hier aber blieb er nicht stehen, sondern mahnte zur Nachahmung. Nicht die Natur, sondern die Griechen seien maßgebend, in deren Schöpfungen die Natur höhere und reinere Gestalt gewonnen. Die Begeisterungsfähigkeit kommt hierin genau

so zum Ausdruck wie die Enge des Horizonts, der Mangel an konsequentem Zuredenken. Das kannte diese Generation noch nicht. Denn sie war künstlerisch verhungert und das Licht, das auf sie einströmte, als sie zum ersten Mal wieder hinausstrebt zu dem Heiligtum einer Kunst, war so hell und strahlend, daß nur ein Taufen möglich ward. Das ist das Tragische an Winckelmann als historische Erscheinung, daß all das, was für ihn selbst durchaus wahr und ehrlich gewesen, für die Allgemeinheit in ihren Konsequenzen schädlich und falsch war. In diesem Sinn liegt für unsere damalige Kultur in Winckelmann, seiner Zeit und seinem Einfluß etwas Typisches, das noch jetzt nicht zu Ende gewirkt hat, dessen Ausstrahlungen wir noch jetzt in der akademischen und höfischen Kunst unserer Tage als lebten, blassen Abganz, der schon gespenstisch wirkt, wahrnehmen.

Der Künstler, der Winckelmanns Ideen ins Praktische umsetzte, war Jak. Carstens (1754—1798). Carstens hatte ebenfalls eine entbehrungsreiche Zeit hinter sich, ehe er es zur freien Betätigung seiner Kräfte brachte. Er war der Sohn eines Müllers und brachte es bis zum Akademieprofessor, der auf Staatskosten nach Rom beurlaubt wurde. Auch ihm haftet die aus einer engen Jugend erklärliche Einseitigkeit der Anschauung an und er blieb seinen Idealen mit einer Zähigkeit treu, über die ein mannigfaltig gebildeter Geist selten verfügt. Die Natur war Carstens nichts. Die Antike und die Renaissance alles. Bei seinen Bildern denkt man an Raffael und an Michelangelo. Dadurch kam der Künstler in die Nähe der großen Meister und beanspruchte für sich die Achtung, die er jenen zollte. Der Stand als solcher fand eine Erhöhung in den Augen der Mitwelt. Was Carstens für die Figurenmalerei leistete, tat Joseph Anton Koch (1768 bis 1839) für die Landschaft. Er gab die heroisch gestimmte Landschaft mit der deutlichen Anlehnung an Griechenland. Obgleich er selbst ein unwildiger Tiroler war, kam er nicht auf die Idee, daß seine Heimat viel würdigere Stoffe lieferte. Man sieht, wie große Macht Zeitideen ausüben können und wie viel schwerer es ist, das Eigene, Nahe zu schätzen, und sein und getreu dessen Reizen nachzugehen. In München versah Karl Mokkman (1798 bis 1850) die Arkaden im Hofgarten und einen Saal der Neuen Pinakothek mit griechischen und italienischen Landschaften im großen historischen Stil. Und in Weimar wirkte Friedrich Preller (1804—1848), dessen Odysseelandschaften so bekannt wurden, daß man unwillkürlich in seinen Kompositionen sich die Vorgänge der Odyssee denkt, obwohl uns der Verunft nach Prellers Stil als gemacht und zahm erscheint.

In Frankreich geschah die Umwandlung aus dem Rokoko ins Klassische in anderer Weise. Die Franzosen waren insofern im Vorteil, als sich bei ihnen das griechische Ideal mit der französischen Revolution, also mit der nächsten, lebendigsten Gegenwart verknüpfte. Ihre Gestalten, ihre Szenen aus der Antike — sie bevorzugten Freiheitszenen — hatten Verührung mit der Gegenwart, es waren freheitsdurstige Menschen, revolutionäre Begebenheiten. Der Führer dieser Künstler, Jacques Louis David (1748—1825) war politisch ein Revolutionär durch und durch. Neben dem Stofflichen hielt sich also eine malerische Tradition hier lebendig und nie sank das technische Können in Frankreich so tief wie in Deutschland. Auch das ist charakteristisch. Die Franzosen malten nicht die Antike als solche, gaben nicht Illustrationen zur Odyssee oder Ilias, sondern stellten ihre Helden als Heroen mit antiker Gebärde dar, eine naive, aber für die Kunst förderliche Lüge. Die Deutschen wollten treuer, ehrlicher sein und malten die Antike selbst und wurden dadurch

unkünstlerischer. Aber auch das Graziöse beherrschte David; sein Bild der Madame Recamier, die in griechisch-langflutendem Gewand auf dem Divan lehnt, hat nur das Nüchtere der Pose von der Antike entlehnt; im Grunde ist dieses Bild ein von jeder Schablone freies Abbild der Natur, mit vollstem Leben erfüllt. Mehr schon näherte sich Ingres (1780—1867) dem klassischen Ideal der Deutschen. Er ließ auch die Farbe mehr im Stich und malte große allegorische Kompositionen, wie die „Apotheose Homers“, dessen großen Abschluß im Hintergrund ein antiker Tempel bildet.

Das zweite Schlagwort, das die werdende Kunst des 19. Jahrhunderts auf ihr Panier schrieb, lautete: Romantik. Die Romantik löste den Klassizismus ab, das romantische Ideal das klassizistische. Mit dem Klassizismus hatte sich der Verstand beschäftigt, die Romantik ist aus dem Herzen, dem Gefühl geboren. Die Klassizisten schwärmte in eine ferne Vergangenheit, ein entlegenes Land hinein, die Romantiker kehrten ein bei der eigenen Vorzeit. Das Mittelalter war ihr ureigenes Gebiet, das deutsche Mittelalter. Und während wir in Deutschland eine ganze Reihe von Künstlern, die in diesem Geiste tätig sind und dabei ureigenes Wesen entdecken, sind Frankreich und England so gut wie stumm. Erst spät wirkte die Romantik nach England hinüber und schuf dort die sogenannte Schule der Präraffaeliten, die aus den alten, mittel-



Steinle: Wer das Glück hat, führt die Braut heim.

einer alten Mönchskette miteinander. Man nannte sie die Nazarener. Unter ihnen ragen Overbeck (1789—1869) und Cornelius (1867 gest.) hervor. Beide ließen sich in Rom von Raffaels großen Wandfresken anregen und waren bestrebt, die großartige Technik der Freskomalerei wieder zu Ehren zu bringen. Cornelius lehnte sich zuerst enger an das deutsche Mittelalter, an Dürer, an. Dann kam er nach Rom. Diesen beiden Künstlern folgten Jul. Schnorr von Carolsfeld (1794 bis 1872) u. a. — Eine besondere Mischung ging die romantische Richtung in Oesterreich ein. Das Pathetische wurde hier zum Idyllischen; die Persönlichkeit trat hier mehr in den Vordergrund, das Graziöse herrschte vor. Der typische Künstler dieser Richtung ist Moriz v. Schwind (1804 bis 1871), der all das, was er schuf, miterlebte, mitfühlte, dabei aber koloristisch ein Feingefühl offenbarte, das die meisten seiner Werke, und namentlich die kleineren, noch jetzt in jeder Beziehung bedeutungsvoll heraushebt. Man muß in der Schackgalerie in München gewesen sein, um den eigentümlichen Zauber, der die Persönlichkeit dieses Künstlers umgibt, zu empfinden. Er schuf die Welt des deutschen Märchens für uns im Bilde. Wir sehen seine Figuren, wenn wir die Sagen und Geschichten lesen. Er blieb in allem in seiner Welt, er ist in jedem Sinn modern. Nur die großen Bilder, in denen er dem großen romantischen Ideal



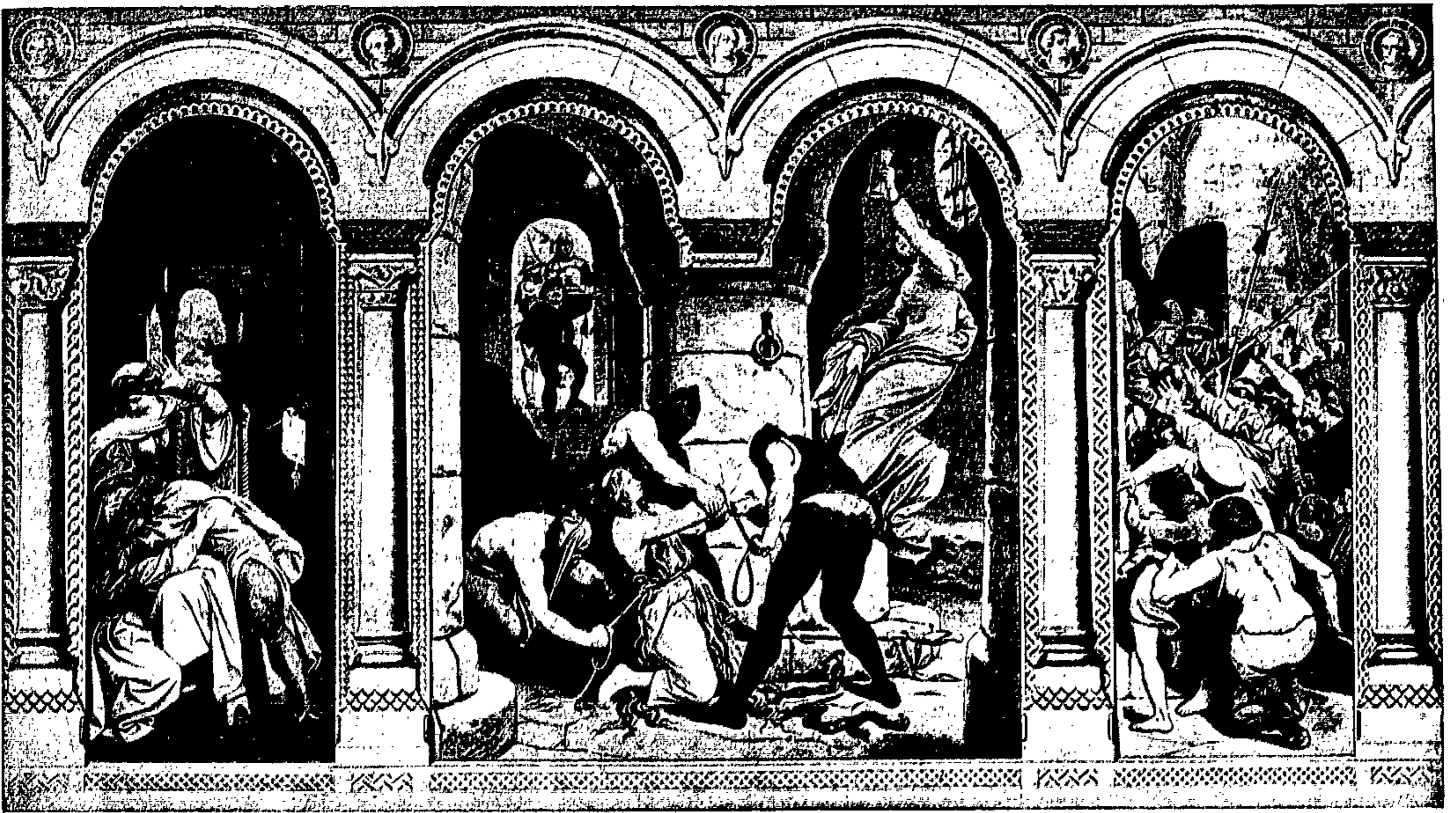
J. L. David: Napoleon auf dem St. Gotthard.

alterlichen Vorbildern etwas herauslernten, das den Deutschen entgangen war, die Elemente eines neuen, dekorativen Stiles, dessen Klarheit und Großzügigkeit in unseren Tagen dann wieder nach Deutschland zurückgewirkt hat.

Wieder war es die Literatur, die das Kunstprogramm formulierte. Diesmal aber sollte es nicht ein Einzelner, sondern eine ganze Gruppe sein: Schlegel, Tieck, Brentano, Wackenroder. Dem Mittelalter galt ihre Schwärmerei. Die alten Sagen lebten wieder auf. Eine ganz neue Sehnsucht wurde wieder frei, die das alte Griechenland mit seinem dem Norden fremden, ästhetischen Schönheitsideal unbefriedigt gelassen hatte. Man erging sich in den seltsamsten Irrwegen der mittelalterlichen Märchen und Schwänke, und so lebte eine verschollene Zeit wieder auf, die um so inbrünstiger begrüßt wurde, als sie die eigene Vergangenheit darstellte. Die altdutschen Meister, die italienischen Maler vor Raffael, denen allen eine gewisse Naivität der Farben eigen ist, diese waren ihre Vorbilder. Man pilgerte nach Rom und lebte wie in



J. L. David: Familienportraitt.



Schwind: Aus dem Märchencyclus „Die sieben Raben“.



Peter Cornelius: Die vier apokalyptischen Reiter.

folgt, die muß man abstreichen, da illustriert er und koloriert Unriffe. Eines seiner feinsten Werke ist das kleine Mädchen „Morgenstunde“. Das Mädchen hat leise das Bett verlassen und steht in den frühen Morgen hinein, saugt die Luft in sich, und die Morgensonne spielt in das Zimmer, liegt auf der grünen Gardine, auf der Kommode, am Boden. Eine feierliche Ruhe ist in den stillen Farben.

In gleichem Sinne, wenn auch nicht so eigen, wirkten in Oesterreich die mehr religiöse Stoffe bevorzugenden Steinle und Führich, in München Neureuther und der koloristisch feine und absonderliche Spitzweg. Nur einer kann mit Schwind noch in einem Atem genannt werden, das ist Ludwig Richter, der Sachse. Aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, wie Schwind, mußte er sich redlich plagen. Aber seine Mittellosgkeit wurde der Führer zu einer eigenen Kunstanschauung. Er brach bewußt mit der Sehnsucht nach Italien und zwang sich dazu, die Schönheit in der nächsten Umgebung zu sehen. Was er da sah und fühlte, legte er nicht in den großen Bildern nieder, die sein Vergänglichstes sind, sondern in den kleinen Zeichnungen für Kinder, die den ganzen Reichtum seiner Phantasie zeigen.

Noch eine dritte Gruppe fügt sich hier an, die Düsseldorfer. Der Rhein reizte natürlich besonders die Romantik. Die Rheinromantik ist aber kein eigenes Gewächs, sondern die Romantik von Reisenden, die von anderwärts kamen. So waren die Düsseldorfer Maler meist Norddeutsche. C. F. Lessing pflegte die Landschaft und die Historie, Schirmer die heroische Landschaft. Das Genrebild fand hier besonders Pflege und von hier aus Verbreitung. Unter ihnen ragt Nathel (1816—1859) hervor, dessen knappe, sichere, großzügige Zeichnungen, namentlich die zum „Totentanz“, eine damals seltene Kraft und Herbe zeigen.

Am Ende dieser Epoche steht ein Mann, dessen Kunst deutlich die Merkmale des Verfalls zeigt. Er glaubte nicht mehr an das, was er malte. Er spielte, er kokettierte damit, er handhabte die Ueberlieferung, die Traditionen des Cornelius als Mittel und machte sich sogar zuweilen darüber lustig. Er popularisierte diese Ideen und die Menge jubelte ihm zu. Die Kunstgeschichte aber erkennt ihm die Bedeutung nicht zu, die die Mitwelt ihm gab: Wilhelm Paulbach (1805—1874). Im Treppenhaus des Neuen Museums zu Berlin hängen die großen Gemälde, die sowohl die Gewandtheit seines Könnens wie die Hohlheit und Neüßerlichkeit seiner Auffassung zeigen.

Es war klar, daß gegen die beiden vorgenannten Strömungen, die beide von Schriftstellern propagiert waren und unter der Führung der Literatur in die Wege geleitet wurden, eine Reaktion eintreten würde. Die Künstler rafften sich auf. Man machte Front gegen die einseitige Gedankenkunst der Carstens usw., man wandte sich ab von der Gefühlskunst der Romantiker. Man wollte die zeichnerische Größe der Cornelianer mit der Koloristik eines Schwind verbinden. Aber auch in dieser Zeit wurde man noch nicht frei. Man stellte sich nicht rückhaltslos der Natur gegenüber. Man sah sich noch nach Vorbildern um. Diese fand man in Rubens, in Tizian. Von der Antike war man zum Mittelalter gekommen. Nun tat man noch einen Schritt weiter und langte so bei der Renaissance an. Schon die Renaissance aber war ein zweiter Aufguss. Der Name besagt es. Wir bezeichnen mit Renaissance die Kunst vornehmlich Italiens, die unter dem Einfluß der wieder zur Geltung gekommenen Antike aufblühte. Die Künstler dieser Epoche begeisterten sich an der Antike. Und die Künstler des 19. Jahrhunderts begeisterten sich nun wieder an der Kunst, die jene schufen.

Im Gegensatz zu den vorhergehenden Richtungen malte man keine Ideen, sondern versuchte, sich dem Leben zu nähern, versuchte, realistisch zu werden.

Im Gegensatz zu vorhergehenden Richtungen entlehnte man nicht der Plastik die Formgebung und zeichnete nicht Figuren, die ein Bildhauer gegeben haben konnte, sondern wollte der Farbe ihr Recht werden lassen. Man berauschte sich an Rubens und an Tizian. Die vollen Akkorde dieser Kunst, in der ein ganzes Zeitalter ausrückt, das Zeitalter der Renaissance, voll und schwer und wichtig wie Orgelton, wurden nun wieder gehört und begeistert aufgenommen.

Die Rollen, die die einzelnen Völker in dieser Epoche der Entwicklung spielen, sind verschieden verteilt. In England war die koloristische Tradition nie ganz abgerissen. Das Genrebild, das von den Holländern übernommen war, fand hier Fortbildung. Das zeitgenössische Porträt wurde gepflegt. Die Landschaft fand Anhänger. Diese Genrekunst und Landschaftsmalerei sollte noch später das Festland nachhaltig beeinflussen. In Frankreich mühte man sich schon gleich am Anfang des Jahrhunderts mehr um koloristische Probleme. Deutschland stand am weitesten zurück. Die gedankenblasse Kunst lastete so schwer auf den Gemütern, daß sie sich erst Jahrzehnte später von diesem Alb befreien und das Leben froher, leichtsinniger ansahen. Einige Vorläufer aber gibt es auch hier, speziell in Oesterreich, und hier ist besonders der freie, graziöse Georg Ferdinand Waldmüller (1793—1865) zu nennen.

Der erste, der diesen neuen Siegeszug der Farbe in Frankreich eröffnete, war Th. Gericault (1791—1824), dessen lebhaft, temperamentvoll aufgefaßte Reiterbilder, Wettrennen usw., Aufsehen erregten. In seinem „Floß der Medusa“, das auf offenem Meer treibt, an das sich Untergehende Klammern, malte er eine ganze Reihe Akte. Seine Farbe mahnt an Rubens. Ihm folgte Eug. Delacroix (1795—1863). Das revolutionäre Pathos dieses Künstlers, der viel über seine Kunst nachdachte und sich in Aufzeichnungen, die noch jetzt wertvoll zu lesen sind, über malerische Probleme klar zu werden suchte, kommt am wildesten in dem Bilde zum Ausdruck: „Die Freiheit als Führerin des Volkes“, die über Leichen hinschreitet, mit der flatternden Fahne in der hocherhobenen Hand, der die Scharen begeistert folgen. Delacroix konnte sich nicht darüber beklagen, daß die Gunst des Publikums ihn berauschte. Er stand einsam da. Seinem Nachfolger P. Delaroche (1797—1856) ging es besser. Ihm fiel alles Lob zu. Delaroche war der erste jener unendlichen Reihe von Geschichtsmalern, die die Geschichte durchlöchern, um irgend einen der Menge interessanten Stoff zu finden.

Der bunte Orient zog nun die Maler an. Hier fanden sie glühende Farben, bewegtes Leben. Delacroix, Delaroche, Fromentin, gingen nach dem Orient und suchten dort Anregungen. Riesenleinwandflächen wurden bemalt. Während uns von England das Genrebild kam, entnahmen wir von Frankreich diese großen bemalten Leinwandflächen, die das Entsetzen jeder Kunstausstellung bilden. Als Porträtisten sind als Künstler von vornehmer Geschmack Carols Duran und Constant zu nennen. Eine ganze Reihe von Malern bemühte sich, immer wieder weibliche Akte in den verschiedensten Posen zu malen. Auch sie wirken noch bei uns fort. Als Soldatenmaler ist Meissonier (1815—1891) zu nennen, der, ähnlich wie Menzel, genau und korrekt zeichnet und dennoch das Malerische nicht vergißt. Er erzählt nie Anekdoten, er malt, das ist ihm genug.

In England waren es Alma-Tadema in Belgien Gallait (1810—1888) die in großen Geschichtsbildern schwelgten, neben ihnen S. Leys (1815—1869), der natürlich zu sein strebte und die pathetische Phrase möglichst vermied. Auch in Italien und Spanien folgte man früh diesem Kolorismus.

Am spätesten folgte Deutschland diesen neuen Schlachtruf. Namentlich die belgischen Bilder trugen dazu bei, das neue Programm populär zu machen. Man strebte nun nicht mehr nach Italien, sondern nach Belgien oder nach Paris. Es entbrannte ein Kampf, ähnlich dem der heute zwischen alter und neuer Kunst entbrannt ist. Man verteidigte die alte Gedankenkunst als spezifisch deutsch und schalt die neue als Importware.

Piloth (1826—1856) steht als erste Erscheinung von Bedeutung am Beginn dieser Epoche. Wir sehen heute in seinen großen Geschichtsbildern viel falsches Pathos, die Koloristik erscheint gewaltsam erdacht und nicht gesehen und die Gedanken- und Gefühlskunst erscheint noch sehr lebendig hinter der äußerlich modernen Schablone. Dagegen hat sein Schüler Max Makart (1840 geb. in Salzburg) den Vorzug: er ist Maler. Er gibt zwar auch jene großen historischen Auseinandersetzungen, die in jener Zeit Mode waren. Aber er füllt sie mit Leben und Farbe aus. Es ist, als sei der alte Geist der endenden Renaissance in ihm noch einmal wach geworden. Freilich sind Zeichen des Verfalls da. Aber Makart hat den großen dekorativen Schwung und seine Farben leuchten in strahlender Weichheit.

Auch der andere Künstler, der am Piloths Atelier hervorgegangen, hat einen Ruhm erlangt, der über Deutschlands Grenze hinaus ging: Franz Defregger (1835 geb.). Wieder eine ganz anders geartete Persönlichkeit. Ein urwüchsiger Charakter, der fest in seinem Tiroler Boden wurzelt. Wir sind heute geneigt, Defregger um seiner genre- und anekdotenmäßigen Malerei nicht so hoch zu achten. Wir müssen aber bedenken, was es heißt in einer Zeit der pomphaften Geschichtsmalerei so unbedeutende Stoffe zu wählen und einfach realistisch die Gegenwartswelt, die Umgebung zu malen. Man muß beides nebeneinander sehen, die Szenerie eines Makart mit seinem rauschenden üppigen Farbenkonzert und dann die einfache Art Defreggers, die in diesem Kontrast so frisch wirkt. Der Unterschied ist gewaltiger als der zwischen dieser Genremalerei und unserer modernen Art.

Nach Defregger wagten sich andere hervor. Mit ihm beginnt die lange Reihe der heimischen Genremaler, die noch jetzt bei uns in Ueberzahl als Nachahmer vorhanden ist. Da ist B. Bantier, der den Elsaß und den Schwarzwald, Ludwig Knauts (1820 geb.), der Hessen aufsuchte.

Auch Lenbach (1836—1904) ist von Piloth gekommen und hat von dessen Eigenart, sich zu geben, manches für immer behalten. Dieses ein wenig Uebertriebene in der Haltung und Charakterisierung von Staatsmännern, die kokettierende Gebärde und Kopfwendung seiner Frauen mahnt an die alte Geschichtsmalerei. Anfanglich schlug er sich als Maurer durchs Leben, malte dann, kopierte, um es schließlich zu einem Ansehen zu bringen, das fast märchenhaft erscheint. München beherrschte er wie ein König und hatte seinen Palast, in dem sich alles traf, was einen Namen hatte. Lenbach vertiefte gegen früher die Charakteristik. Er suchte von der Pose zum Psychologischen hinzukommen, das er geschmackvoll, oft geistreich in Farbe andeutete. Aus der Pilothschule sind noch zu nennen: Grünner, dessen Domäne wichtige Klosterbilder sind, Gysis, der in Griechenland neue Stoffe suchte.

(Schluß folgt.)

## Die freie.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

Der Zerrisepp verwarfte sich noch weiter. „Mein Mühl kann ich halt nit Sonntag feiern lassen, das verträgt's nit. Es ist halt, daß ich durch die neu Chaussee so einen guten Weg gekriegt hab. Die Fuhrleut wollen doch die holprigen Feldweg heuligen Tags nit machen. Drum ist's halt was anders bei Euch, Nachbar. Den langen Feldweg scheuen sie halt all.“

„Und kommen aber doch,“ fuhr die Müllerin nun heraus.

Der alte Müller bekam einen roten Kopf. Er trommelte sehr laut.

„Willst Dich nit sehen, Zerrisepp?“ fragte er. Der Zerrisepp tat's.

„Bei Dei'm Großvater und mei'm Vater, Zerrisepp, wie ich noch Bub war und an Dich noch kein Mensch gedacht hat, war's anders. Jeder hatt' damals sein gleich Teil.“

„Ja,“ sagte der Zerrisepp, „so wie's bei den Menschen ist, daß die einen alt werden und die anderen jung, so ist's auch mit den Mühlen. Das eine überlebt sich, daß andere erhebt sich.“

„Hm!“ knurrte der Alte.

„Ich hab sogar noch weiter gedacht. Ich seh ein, daß die Mülerei muß zu Grunde gehen, wenn sie nit ein bißchen aufgehoben kriegt. Durch die Mülerei mein ich. Die alten Einrichtungen taugen nit mehr. Ich hab mir Bücher angeschafft, die fürs Neue sind. „Der praktische Mühlenbauer“, „Unsere Mühleneinrichtungen“, „Dampf- und Wassermühlen“, und noch so ein paar. Man kann ja nit alles brauchen, was da grad drin steht, aber manches ist doch richtig und gut. Ich will jetzt die Sach anders einrichten. Zuerst mal das Wasser besser annehmen. Das geht ja so nit mehr. Alle paar Tag verschlammt, und wann am meisten zu mahlen ist, am wenigsten Wasser. Mlaweil drückt sich's nit so mit der Arbeit, da kriegt man eher jemand und braucht auch die höchste Löhn' nit zu bezahlen. Ich hab mir drum für morgen fünf, sechs Mann bestellt, ich heb die Bach vor der Mühl aus, daß das Wasser enger und leit's hoch und mach mein Rad oberflächlich.“

„Was tausend!“ knurrte der Müller.

„Dann rechne ich, gehts wieder zehn, fünfzehn Jahre. Und gehts dann nit mehr und man erlebts noch, so kost's halt eine Dampfmaschine.“

„Zerrisepp,“ fuhr es der Müllerin heraus, „daß Du dann so einen hohen Schornstein bauen müßt?“

„Gewiß, Nachbar'n, man muß mit der Zeit gehn. Wer das richtig tut, wird nit dabei verlier'n, aber zugucken, wie's dort weiter geht und doch still sitzen bleiben auf sei'm alten Fleckelchen, das führt zu nit. Ja, und was ich sagen wollt, Nachbar, mit dem Wasser das, Ihr müßt auch dabei was tun. Ich kann dann mit wenig Wasser mahlen, aber bei dem schlechten Zustand von der Bach wird's bei Euch dann erst recht hapern. 's ist halt alles verschlammt, und Euer Gefäll ist so gut wie feins. Die Hauptkraft nehm ich dann weg, wie gesagt, weil das Wasser dann kein' Gewalt von oben mehr für Euch hat.“

„Ich hab aber das Wassergerecht schon von alten Zeiten her,“ protestierte hier der Müller.

„Ganz recht, Nachbar, das Wassergerecht wird Euch auch nit genommen, nur das Wasser wird seine Kraft verlieren. Und unser Mühl ist auch nit jünger wie Euer. Bloß hab ich den Vorteil, daß ich oben lieg und Ihr unten, und daß ich also vor Euch das Wasser hab.“

Der Alte sah, daß ihn der Zerrisepp festhatte. Und der Zerrisepp sah, daß sich das Blättchen gewendet hatte. Nun galt's, den Vorteil ausnützen.

Der Alte brummelte etwas vor sich hin, daß der Zerrisepp nicht verstand.

„Es ist ja voranzusehen, Nachbar, und darüber muß man sich klar sein, wenn ich mein' Betrieb in die Höhe bring, geht Eurer herunter. Das liegt auf der Hand. Weismachen wollen wir uns nit. Was ist, das ist. Aber ich hab mir gedacht, da wär doch abzuhelfen. Ich denk immer bloß nit von heut auf morgen, auch auf übermorgen. Und da hab ich gemeint, Ihr macht einfach ganz zu, Nachbar!“

Der Müller fuhr auf. Und die Müllerin gab der Stabe einen Tritt.

„Madikalur!“ sagte der Alte. „Ich bedauft mich aber schön.“

Aber der Zerrisepp war jetzt im Zug.

„Ihr seid alt und habt genug geschafft Euer Lebtag, Ihr könnt jetzt ausruhen. Was ich vom Werk brauchen kann, das nehmen wir heraus, und ich bezahl's Euch so gut, als es zu bezahlen ist. Ihr zieht herüber zu mir, ich seh noch einen Stiefel auf mein Mühl - und, die Eve wird mein Frau, und der eine Betrieb nährt uns besser, als die zwei, wo Ihr nit habt, und ich am End' auch nur Euer Feindschaft. Es will alles beraten und bedacht sein im Leben, und ein fetter Dohs ist allemal noch besser als zwei magere Krüh, das mein ich.“

Der Zerrisepp war während dieser Rede doch erregt geworden. Es war ja auch nicht leicht gewesen, das mit der Eve, und er hatte seine Stappe rasch in den Händen gedreht, wie's heraus mußte.

Der alte Müller hatte heftig getrommelt und den Takt getreten, die Müllerin machte noch große Augen und schien gar nicht zu sich zu kommen. So halb etwas Glänzendes war nämlich in ihren Augen.

„Das wär schon ein Plan“ — stammelte sie.

Aber der alte Müller guckte sie streng an, daß sie sich ganz zusammennahm und ihre weitere Rede für sich behielt.

Es blieb still zwischen den Dreien.

„Ihr müßt mir doch sagen Nachbar,“ unterbrach der Zerrisepp das Schweigen, „daß ich's gut mit Euch mein.“

Das löste die Spannung beim alten Wiesemüller.

„Auf Gnad und Varnherzigkeit, Zerrisepp, nein, dadrauf sind wir doch noch nit angewiesen. Nit wahr, Mutter? Wir haben all unser Tag redlich geschafft und hausgehalten, und wann wir ruhen wollen, ruhen wir daheim, wo wir alt geworden sind und wo wir auch sterben wollen. Nit wahr, Mutter?“

Das hatte sehr traurig und bitter geklungen.

Aus den Augen der Müllerin war nun das Glänzende geschwunden. Sie waren trübe geworden, und sie mußte sich schmäuzen.

„So ist das aber nit gemeint, Nachbar, und so ist das auch nit zu verstehen. Ihr seid ja dann bei Eurer Tochter.“

„Hm, hm!“

Dann war's wieder eine Weile still.

Die Tür ging auf, und Eve steckte den Kopf herein.

„Soll ich den Kaffee bringen?“ fragte sie.

„Ja, bring ihn,“ sagte der Vater.

Der Zerrisepp trank eine Schale Kaffee mit und aß ein Stückelchen Apfelfuchen, den die Müllerin alle Sonntage backte, sobald es Kefel gab und so lange es gab.

Es wurde nun vom Wetter geredet und den Kartoffeln und von den Nebeln und der Traubenernte. Der Zerrisepp meinte, man müsse sich auf eine neue Pflanzung besinnen, es sei ja doch schon lang nichts mehr mit den Nebeln.

„Du willst aber grad' alles umstürzen,“ spöttelte darauf der Wiesemüller.

„Es kann nit alles ewig halten. Menschenverf ist nit für die Ewigkeit,“ erwiderte ihm der Zerrisepp mit Nachdruck.

Die Mutter wechselte einen Blick mit der Eve und zog die Augenbrauen hoch. Die Eve lächelte und wurde rot. Sie guckte in ihre Kaffeeschale und rührte verlegen den Zucker.

Als der Kaffee getrunken war, trug die Eve ab. Und als sie dranssen war und der Zerrisepp sich mit einem scharfen Blick nach der Tür vergewissert hatte, daß die Eve außer Hörweite war, fragte er: „Nun, wie ist's, Nachbar, habt Ihr Euch besonnen?“

„Allerdings,“ jagte der Wiesemüller, „und zwar so, daß wir drans werden kann. Wir sind noch nit so weit, die Mutter und ich, daß wir aus dem Haus zu gehen brauchen auf Gnad und Varnherzigkeit. In unseren Jahren aber außerdem, geht man nur aus sei'm Haus, wann man hinaustragen wird auf den Kirchhof. Bis dahin -“

„Hm, hm,“ machte nun der Zerrisepp. Er lächelte verschmüht in sich hinein.

„Das ist ganz schön, Nachbar, aber ob's nit doch vernünftiger wär -“

„Du guck's mit Deinen Augen an, ich mit meinen, da sieht's jeder auf eine andere Vernünftigkeit.“

„Also brauchen wir nit mehr zu reden?“

„Dadriüber vorläufig nit. Nein, das wollen wir doch noch mal ein bißchen abwarten.“

„Hm, hm! Wie Ihr wollt, Nachbar.“

Dann ging der Zerrisepp, und lächelte auch dann noch verschmüht vor sich hin.

In dieser Woche blieb plötzlich die Wiesemühle still stehen. Der Müller sah nach, es fehlte an Wasser. Wie ausgetrunken war der Bach. Das hatte der Zerrisepp gemacht. Er schaffte oben sechs Mann hoch. Nun, der Wiesemüller wollte den Frieden bewahren und wartete noch ein paar Tage. Aber das Wasser kam nicht. Endlich lief ein dünnes Rinnsal. Und als es mehr wurde, war's recht schwach und träge. Da es nicht besser werden wollte, schickte der Wiesemüller die Eve hinauf zum Zerrisepp, fragen, wann er denn mit seiner Arbeit fertig sein werde. Sie sei schon fertig, brachte die Eve Antwort. Es hatte schon immer so wie so an einem lächlichen Gefäll gefehlt, nun war ihm alle Kraft genommen. Troben beim Zerrisepp war's sein eingefangen und hoch gelegt und rauschte es nur so übers Rad. Dann hatte er's unterhalb der Mühle ganz tief gelegt, so daß es sich nur so faul durch die Wiesen hinsickerte bis es zur Wiesemühle kam.

Das ging dem Wiesemüller denn doch über die Duldung. Er band sein Sattstuch um und ging ins Dorf zum Bürgermeister. Da erfuhr er, daß der Zerrisepp die Genehmigung eingeholt und alles ordnungsgemäß vorgelegt und begründet hatte. Es war freilich nicht gesagt, daß er der Wiesemühle das Wasser schwächen werde, aber es war genug damit, daß er ihr es nicht genommen hatte. Wenn er seine Wasserhältnisse verbesserte, so war das ja ganz natürlich. An dem Wiesemüller seinem Wasserrecht war nicht gerührt, wenigstens nach Ansicht des Bürgermeisters. Das übrige müßten dann freilich die Advokaten besorgen. Der Wiesemüller kratzte sich hinter den Ohren. Schon wenn er das Wort Advokaten hörte. Er hatte sich vorgenommen, im Leben keinen Prozeß mehr zu führen, nachdem er vor laugen Jahren den ersten verloren hatte. Da hatte er gesehen, was das kostet. Es war wegen eines Neckerchens damals gewesen: gegen den Bruder seiner Frau. Das Neckerchen ging dabei verloren und zwei andere noch dazu.

(Schluß folgt.)

## Am fernen Horizonte.

Am fernen Horizonte  
Erscheint, wie ein Nebelbild,  
Die Stadt mit ihren Thürmen  
In Abenddämmerung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt  
Die graue Wasserbahn;  
Mit traurigem Takte rudert  
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal  
Leuchtend vom Boden empor  
Und zeigt mir jene Stelle,  
Wo ich das Liebste verlor. —

Helme.

**Eine Schülerfahrt durch Deutschland vor vier Jahrhunderten.** Zu den bemerkenswertesten Berichten über Selbsterlebtes, die wir aus dem Reformationszeitalter haben, gehört das Buch, worin der Schweizer Humanist Thomas Platter sein Leben erzählt hat. Platter brachte es bis zum Rektor der lateinischen Schule in Basel. Begonnen aber hat er in den Anfängen des 16. Jahrhunderts als armer Weisknecht auf den Walliser Bergen und später noch harte Lehr- und Wanderjahre genug durchgemacht. Für uns Deutsche ist das Interessanteste in den wechselnden Geschichten Platters seine Wanderschaft, die ihn kreuz und quer durch Deutschland geführt hat. Er zog als Knabe von 11 oder 12 Jahren ins Reich, um sich da die Schätze der Weisheit auf den Lateinschulen anzueignen, und gehörte also zu den fahrenden Schülern, deren sich damals in Deutschland große Mengen umhertrieben. Sie fuhren gewöhnlich zu Fuß, und wenn auf dem Fuß ein Schuh jeder verfügte; unser Platter hatte nicht einmal ein paar Hosen an, als er die Schweizer Berge hinter sich ließ. Mit Glücksgütern waren die fahrenden Schüler also meistens nicht sonderlich gesegnet, und sie ernährten sich denn auch hauptsächlich durch „Heischen“ oder gröber gesagt, durch Betteln, hielten es aber nicht für unerlaubt, nötigenfalls zum Mundraub zu greifen. Sie marschirten in ganzen Trupps, die aus „Bacchanten“ oder „Burschen“ und aus „Schützen“ bestanden. Die Schützen, das waren die kleinen Knaben, so wie Platter; die Bacchanten waren halbwüchsige Burschen, manchmal erwachsene junge Männer. Die Bacchanten hielten die Schützen lüchlig unter der Fuchtel, nicht allein aus erzieherischem Pflichtgefühl, sondern auch aus materiellem Interesse; denn die Schützen mußten das Heischen und das Stehlen größtenteils besorgen: sie hatten die Bacchanten zu ernähren. So war auch Thomas Platter für den Bacchanten, unter dessen spezieller Obhut er in einem Trupp von acht oder neun fahrenden Schülern gegen 1510 nach Deutschland zog, seinen Vetter Paulus Summermatters gleichzeitig Schutz- beschützer und Nahrungsquelle und wurde von dem Bacchanten so streng gehalten, daß er ihm schließlich laufen ging. Das geschah aber erst auf einer zweiten Reise nach Deutschland, auf der wir Platter nicht mehr begleiten wollen. Auf der ersten hat er es samt seinen kleinen Kameraden fünf Jahre lang bei dem gestrengen Bacchanten ausgehalten. Er konnte freilich schon einen ziemlichen Puff vertragen, denn er hatte zuletzt bei einem anderen Vetter in Wallis, dem Priester von St. Niklaus im Dorfe Gassen, einem sehr zornigen Lehrer, mehr Prügel als zu essen bekommen. Auf eine absonderliche Art erhielt er eine Tracht, als er schon mit Vetter Paulus unterwegs war und in Zürich auf die anderen Reisegefährten wartete, mit denen es nach Meissen gehen sollte. Da offerierte ihm in der Herberge ein Landsmann, der offenbar Dippoldische Neigungen hatte, einen Züricher Sechser, wenn er sich Streiche auf den nackten Allerwertesten wolle geben lassen. Thomas ließ sich auf den Handel ein, bekam den Sechser und eine erbärmliche Tracht Heide. Als die Prozedur vorbei war, bat ihn Karle, so hieß der Prügelliebhaber, ihm den Sechser zu borgen; er wolle mit der Frau zu Nacht essen und es fehle ihm gerade ein Sechser zur Zeche. Thomas gab ihm das Geld und sah es nie wieder. Schließlich war die Reisegesellschaft komplett, und der Ausmarsch fand statt. Thomas fiel das Laufen bald schwer; aber Paulus ging hinter ihm und hielt ihn in Bewegung, indem er ihm die nackten Beine mit einem Stecken bearbeitete. Dazu hielt er ihn fleißig an, durch Heischen Essen zu beschaffen, so daß dem kleinen Thomas der Gedanke sympathisch wurde, die Nahrungsmittel auf bequemere Art zu beschaffen. Er hatte die Bacchanten schon zueinander jagen hören,

wie es im Meißenschen und in Schlesien Brauch sei, daß die Schüler Gänse, Enten und anderes zum Essen rauben dürften; man dürfe sich bloß nicht von dem Eigentümer kriegen lassen. Als sie nun durch Süd- deutschland zogen, sah Platter eines Tages bei einem Dorf eine Gänseherde, bei der der Hirte gerade nicht war. Da fragte er seine Gefellen: „Wann sind wir in Meissen, daß ich die Gänse tot werfen darf?“ Sie sprachen: „Jetzt sind wir drinnen.“ Wohlgenut ergriff der Junge einen Stein und brachte damit richtig eine Gans zur Strecke. Er nahm die Beute beim Fragen, steckte sie unter den Rock und ging durchs Dorf. Aber nun kam der Gänsehirt mit Betermordio hinterhergelaufen. Die Schützen nahmen Reißaus, die Bauern setzten ihnen mit Wurfspeichen nach. Platter ließ auf der Flucht die Gans fallen und rettete sich in ein Gesträuch. Zwei seiner Gefellen wurden von den Verfolgern eingeholt, aber laufen gelassen, weil der Richtige nicht dabei war. Die Bauern hielten sich dann an die Bacchanten, die derweil im Dorfwirtshaus zechten, und verlangten zwei Buben für die Gans. Als sich schließlich die ganze Reisegesellschaft wieder zusammengefunden hatte, fragten die Bacchanten lachend, wie es gegangen wäre, Thomas entschuldigte sich damit, daß er gemeint habe, es wäre so Landesbrauch, und wurde befehrt, daß es noch nicht soweit sei. Ein ernstes Abenteuer erlebten sie ein paar Tagesmärsche vor Nürnberg. Da gerieten sie in ein Dorf mit wenigen Häusern, darunter zwei Herbergen, die ein Quartier von Räubern und Mördern waren; überhaupt stand fast das ganze Dorf im Verdacht des Mordens. Sie kamen hier auch in Berührung mit verdächtigen Gefellen; es geschah ihnen aber nichts Ernstliches: wohl weil man nicht viel Wertvolles bei ihnen vermutete. Mit Straßenräubern stießen sie einmal in der Nähe von Raumburg zusammen. Die Großen waren gerade wieder im letzten Dorf zurückgeblieben, um zu zechen; die Schützen wurden bei solchen Gelegenheiten voraufgeschickt. Da kamen auf freiem Felde acht Verrieten mit gespannten Armbrüsten auf sie zu, umringten sie und legten auf sie an. Einer rief: „Gebt Geld!“ Der grüßte von den Schützen antwortete: „Wir haben kein Geld, sind arme Schüler.“ Noch zweimal verlangte der Meiter Geld, dann zog er das Schwert und führte einen Hieb nach dem Kopfe des einen Schützen, zerhieb ihm aber bloß die Schnur am Bündel. Dann ritten die Räuber davon in einen Wald. „Wir sind auch sonst“, sagt Platter, „oft der Räuber und Mörder halb in Jagd gewesen, so im Thüringewald, in Frankenland, in Polen.“ In Raumburg blieben die fahrenden Schüler einige Wochen. Thomas ging fleißig heischen, aber nicht zur Schule, und ebenso machten es seine Reisegefährten, Schützen, wie Bacchanten. Diese Schwänzerei wollten der Raumburger Schulmeister und seine Schützen und Bacchanten nicht dulden. Es ward den Schweizern angekündigt, daß sie in die Schule kommen sollten, oder man würde sie mit Gewalt holen. Da trugen die Schützen Steine auf das Dach des Hauses, wo sie wohnten, und die Bacchanten besetzten die Tür. Als nun der Schulmeister mit seiner Schar kam, eröffneten die Schützen auf dem Dach ein Bombardement mit den Steinen, so daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Er verklagte sie aber bei der Obrigkeit. Davon vernahmen sie und zogen unter Mitnahme von drei Mastgännen eines Nachbarn ab nach Halle, wo die Schützen denn wirklich eine Zeitlang die Schule zu St. Ulrich besuchten. Hier spaltete sich die Gesellschaft. Einige der Schützen, denen es mit den übrigen Bacchanten zu bunt wurde, zogen mit Thomas zusammen unter Summermatters Obhut gen Dresden. „Dasselbst war gar keine gute Schule und unsere Schlafkammern voll Läuse, daß wir sie nachts im Stroh unter uns knistern hörten.“ Sie brachen also auf, nach Breslau. Unterwegs war Schmalthans Küchenmeister. Tagelang gab es nichts als rohe Zwiebeln mit Salz oder gebratene Eicheln, Holzapfel und Birnen. Auch mußten sie vielfach unter freiem Himmel schlafen, weil die Bauern sie nicht aufnehmen wollten, sondern zuweilen die Hunde auf sie hetzten. Dafür kamen sie nun in Breslau ins gelobte Land. Da war alles so vollauf, daß sich die armen Schüler überhoben und oft in schlimme Krankheit fielen. Auch Platter war mehrmals so krank, daß er ins Spital mußte, das für die Schüler bestimmt war. Die Stadt hatte für jeden kranken Schüler wöchentlich 16 Heller ausgeworfen, wofür es sehr gute Pflege gab; bloß war das Spital und überhaupt die ganze Stadt voll Ungeziefer. Platter ging in Breslau auch zur Schule, hauptsächlich aber heischen; denn Almosen wurden hier sehr allgemein und reichlich gegeben. Es gab da unter den Bacchanten bemooste Häupter, die schon seit 30 Jahren sich von dem Ertrage des Fuchtelns ihrer Schützen nährten. Im Sommer gingen die Schützen zuweilen abends in die Wirtshäuser Bier heischen. Da gaben betrunkene Bauern soviel Bier,

daß unser Thomas oft nicht nach seiner Schule heischen konnte. Zu acht Mann marschirten schließlich nach Dresden zurück. Untertwegs ging ihnen wieder sehr schlecht. Als sie bei Neumarkt Schlesien waren, beschloßen sie, sich zu trennen, und ein Mahl zusammenzufechten und zu räubern; ein folkten auf Gänse ausgehen, einige auf Mäusen und Zwiebeln, die übrigen auf einen Topf, Brot und Salz. Abends wollten sie wieder zusammentreffen, um das Mahl zu bereiten und zu verzehren. Es gi auch alles nach Wunsch. Nachdem sie von der ersten Lagerstelle verschleucht worden waren, campierten sie bei einem Weiler am Walde. Die Großen machten aus Stauden eine Hütte, andere rupften die beiden gestohlenen Gänse, taten die Mäusen in den Topf, dazu das Gänsefleisch, etliche brieten die Gänse an hölzernen Spiechen. Nachdem sie gegessen, legten sie sich nieder. In der Nacht hörten sie etwas rauschen. Das kam von dem Weiler, der tagsüber abgelassen worden war; nun sprangen die Fische auf dem Schlamm. Die Schüler besannen sich nicht lange, sondern nahmen Fische, soviele sie in einem Hemd an einem Stecken tragen konnten und schlepten den Raub zum nächsten Dorf. Da gaben sie einem Bauern einen Fisch, wofür er ihnen die anderen in Vier lochte. In Dresden angelangt, genossen sie den Unterricht eines Lehrers, der gern Gänse aß und zwar unbezahlt. Der Schulmeister und die Bacchanten schickten Thomas und ein paar andere Schützen aus, um Gänse zu fangen. Sie erlegten auch glücklich zwei. Davon hielten der Schulmeister und die Bacchanten ein schmachtendes und billiges Abschiedessen. Dann gingen nach Nürnberg und weiter nach München. Hier fanden Paulus und Thomas bei einem Seifensieder gastliche Aufnahme. Mit dem Schulbesuch wurde allerdings nicht viel; denn Thomas half hauptsächlich dem Meister beim Seifensieden und zog mit ihm auf die Dörfer, Fische zu fangen. Es ging Thomas sehr gut; Paulus aber bekam schließlich mit dem Meister Streit und entschloß sich heimzuziehen. So kamen die beiden nach fünfjähriger Wanderschaft nach Wallis zurück, wo Platters Freunde sich nicht wenig über seine fremdartige Sprache wunderten. Er hatte allerlei von den deutschen Mundarten aufgeschnappt, von der fremden Sprache dagegen, wegen deren er eigentlich ausgezogen war, vom Lateinisch, hatte er in den fünf Jahren noch nicht viel erlernt: dafür hatte er zuviel hummeln und fechten müssen. — dy.

**Erwerbsquellen der Bassari im Togogebiet.** Die hauptsächlichste Tätigkeit der Bassari besteht, wie fast im ganzen Togogebiet, im Ackerbau. Die Männer und Sklaven bearbeiten das Feld mit Hacke und Art, während die Frauen bei der Aussaat und Ernte helfen. Die Hauptfrüchte bilden Dams und Hirse, die in drei verschiedenen Arten, in weißer und gelber Kolbenhirse, wie in Nispenhirse, dem sogenannten Guineaorn, angebaut wird. Ferner werden Baumwolle, Sesam, Tara und Tabak angebaut.

Die Viehzucht erstreckt sich auf Rinder, Schweine und Ziegen; die ersteren werden hauptsächlich durch Fulbe aufgezogen und gezüchtet, die bis hierher als nomadisierende Hirten vorgebrungen sind. Außer ihrem eigenen Vieh nehmen sie gegen Entschädigung auch Vieh von der einheimischen Bevölkerung in Pflege und werden selbst von den räuberischen Bassari geschätzt und unbehelligt auf ihren Niederlassungen gebuldet. In Bassari erhalten diese Fulbe Hirten für die Pflege immer das zweite Kalb. Ihre Produkte an Milch, die meist ungeäuert ist, sowie Käse und Butter halten sie auf den Märkten in Bassari feil. Sobald die Weideplätze ihnen nicht mehr reichliches Futter bieten oder ein Familienglied stirbt, verlassen sie den Ort, um sich an einer anderen Stelle von neuem anzusiedeln.

Fischfang und Jagd gehören natürlich auch zu der Beschäftigung der Bassari, und zwar betreiben sie den ersteren hauptsächlich durch Fischgift. Zu diesem Zwecke sieht man überall in Bassari an Flüssen und Bächen einen Strauch mit hellgelben Blüten, die sich später zu länglichen Schoten entwickeln, angepflanzt. Die Blätter des Strauches werden zu einem Brei gestampft und oberhalb in den Fluß geworfen. Die Fische werden dadurch betäubt, und so unterhalb mit der Hand und in Körben gefangen. Zuweilen jedoch werden auch Fische mit Pfeilen erlegt. Zur Jagd dienen hauptsächlich Pfeile und Bogen, aber auch das von der Küste eingeführte Steinschloßgewehr. Gejagt werden meistens Antilopen und Affen, deren Fleisch, in der Sonne gedörrt, häufig auf den Markt kommt. Viele Felle von Leoparden und Wildkätzchen, die mit Stolz von den glücklichen Schützen getragen werden, zeigen die Ergiebigkeit der Jagd. — ie.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**